

Markus Bernhardt, Wolfgang Blösel, Stefan Brakensiek,
Benjamin Scheller (Hg.)

MÖGLICHKEITSHORIZONTE

*Zur Pluralität von Zukunftserwartungen und
Handlungsoptionen in der Geschichte*

Kontingenzgeschichten

campus

Möglichkeitshorizonte

Kontingenzgeschichten

Herausgegeben von Frank Becker, Stefan Brakensiek und Benjamin Scheller

Band 4

Markus Bernhardt ist Professor für Didaktik der Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, *Wolfgang Blösel* ist dort Professor für Alte Geschichte, *Stefan Brakensiek* Professor für die Geschichte der Frühen Neuzeit, *Benjamin Scheller* Professor für die Geschichte des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit.

Markus Bernhardt, Wolfgang Blösel, Stefan Brakensiek,
Benjamin Scheller (Hg.)

Möglichkeitshorizonte

Zur Pluralität von Zukunftserwartungen
und Handlungsoptionen in der Geschichte

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

ISBN 978-3-593-50807-8 Print

ISBN 978-3-593-43738-5 E-Book (PDF)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Copyright © 2018 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesetzt aus der Garamond

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Vorwort.....	9
<i>Markus Bernhardt, Wolfgang Blösel, Stefan Brakensiek, Benjamin Scheller</i>	
Möglichkeitenweiterung/Möglichkeitsschließung. Zwei Fälle aus der antiken Geschichte Europas	21
<i>Christian Meier</i>	
<i>Incertus et inaestimabilis</i> . Kontingenz und Risikopraxis in der mittleren römischen Republik.....	45
<i>Andrew van Ross</i>	
Planen – Vertrauen – Ignorieren. Die Unsicherheit der Zukunft und das Handeln des Aristokraten	65
<i>Jan Timmer</i>	
<i>Nil mutandum censuerat</i> . Wie aus <i>religiöser Scheu</i> antike Hochwasserprävention wird.....	91
<i>Jasmin Hettinger</i>	
Wie lassen sich Aussagen über Künftiges begründen? Argumentationsstrategien des Pierre Dubois in <i>De recuperatione Terre Sancte</i>	105
<i>Barbara Schlieben</i>	

Viermal Ich in Avignon. Francesco Petrarca, Wilhelm von Ockham und Richard FitzRalph als Zeugen einer Explosion.....	127
<i>Jan-Hendryk de Boer</i>	
Zwischen Chance und Gefahr. Konversion vom Judentum zum Christentum als Kontingenz generierendes Moment in Mittelalter und früher Neuzeit.....	167
<i>Franziska Klein</i>	
Unsicherer Ausgang? Die Geschäftsmodelle von Lotterieunternehmen im 18. Jahrhundert	193
<i>Stefan Brakensiek</i>	
»Nothing should be left to chance«. Ordnungsmodelle westlicher Friedensplanung im Ersten Weltkrieg	223
<i>Arno Barth</i>	
Ressourcenzräume – Ressourcenräume. Zukunftsstrategien der deutschen Antarktispolitik in den langen 1970er Jahren	249
<i>Christian Kehr</i>	
Bauen für die Forschung der Zukunft. Raumstrategien gentechnologischer Industrieforschung in den 1980er Jahren	269
<i>Dennis Gschaidner</i>	
1984. François Mitterrand und die Suche nach Auswegen aus dem Kalten Krieg	295
<i>Frederike Schotters</i>	
Die Zukunft erzählen. Formen und Funktion von Zukunftsnarrationen in deutschsprachigen Schulgeschichtsbüchern der 1950er und 1960er Jahre.....	319
<i>Sabrina Schmitz-Zerres</i>	

Zwischen Vergangenheitsfixierung, Gegenwartsobsession, Zukunftsorientierung und Zukunftsvergessenheit. Geschichte im Schulgeschichtsbuch	345
<i>Holger Thüneman</i>	
 Autorinnen und Autoren	 364

Vorwort

Die Beiträge dieses Bandes erschließen Zukunftserwartungen von Akteuren und daraus erwachsende Handlungsoptionen in verschiedenen historischen Konstellationen von der Antike bis heute. Die Autorinnen und Autoren hinterfragen theoretische Überlegungen, die von einem prinzipiell neuen Verhältnis zur Kontingenz als einem Charakteristikum der Moderne ausgehen. Sie setzen sich mit einem Narrativ auseinander, das eine kategoriale Differenz zwischen der westlichen Moderne und allen anderen Gesellschaften postuliert. Diese in den Sozial- und Kulturwissenschaften geläufige Meistererzählung bezieht sich in simplifizierender Weise auf das Sattelzeitkonzept von Reinhart Koselleck. Sie unterstellt, dass die dynamischen Veränderungen in Politik, Ökonomie und Sozialordnung, die sich in den westlichen Gesellschaften seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert fraglos zugetragen haben, in der Vorstellungswelt der Zeitgenossen eine bis dahin nie gesehene Weitung des Möglichkeitshorizontes bewirkt habe. Im Gegensatz zur westlichen Moderne sagt das Narrativ sowohl den älteren Epochen, als auch den Gesellschaften außerhalb des Westens nach, dass Kontingenz lediglich erlitten werde. Zwar gab es zweifellos unterschiedliche Formen des menschlichen Umgangs mit Kontingenz und Zäsuren in dessen Geschichte. Doch erscheint es zweifelhaft, ob diese auf der Basis von Unterscheidungen wie vormodern/modern, passiv/aktiv und außerweltlich/innerweltlich angemessen beschreibbar sind.

Das monolithische Verständnis von Gesellschaft, das dem Narrativ inhärent ist, das mit den genannten Unterscheidungen operiert, unterstellt, dass jede Gesellschaft nur einen Möglichkeitshorizont aufweist. Wie immer man Gesellschaft jedoch auch fasst, sie ist stets als differenziert zu denken: in soziale Gruppen, Stände, Klassen, Funktionssysteme etc., die alle ihre eigenen Erfahrungen und Erfahrungsräume besaßen und besitzen. Entsprechend ist davon auszugehen, dass es in jeder historisch gegebenen

Gesellschaft eine Pluralität von Möglichkeitshorizonten als Folge der gegebenen Pluralität von Erfahrungsräumen gibt. In solch einer Perspektive ist damit zu rechnen, dass sich historischer Wandel bevorzugt in der Weitung und Verengung von Möglichkeitshorizonten zeigt. Die Beiträge dieses Bandes knüpfen an diese Vorüberlegungen an und loten exemplarisch die Pluralität gesellschaftlicher Möglichkeitshorizonte in der Geschichte aus. Zugleich spüren sie Prozessen ihrer Weitung und Verengung nach.

Mit einem monolithischen Verständnis von Gesellschaft, das dieser einen einzigen Möglichkeitshorizont unterstellt, geht vielfach ein homogenisierendes Verständnis von Kultur einher, das diese mit einem Kollektiv von Akteuren, einer Epoche oder einem Raum als Ganzem identifiziert und so von anderen Kollektiven, Epochen oder Räume mit anderen Kulturen abgrenzt. Dabei wird Kultur implizit oder explizit vor allem als ein ideelles Phänomen verstanden, das seinen Ort im menschlichen Bewusstsein hat. Eben hier verorten die meisten geschichtlichen Entwürfe die historisch fassbaren Möglichkeitshorizonte. Praktiken und Handlungsstrategien, mit denen Menschen versuchen, diese Möglichkeiten zu realisieren oder zu verhindern, erscheinen als Resultat neuer Ideen beziehungsweise einer neuen Mentalität.

Die Pluralität von Möglichkeitshorizonten in der Geschichte lässt sich so jedoch nicht erschließen, sondern nur, wenn außerdem Praktiken und Handlungen in den Blick genommen und darauf befragt werden, vor welchem Möglichkeitshorizont Akteure sie vollziehen. Denn Möglichkeitshorizonte sind nicht nur ein explizites Wissen, dass etwas künftig möglich ist, sondern auch (oftmals implizites) Wissen, wie etwas möglich ist bzw. möglich aber auch unmöglich gemacht werden kann. Als Untersuchungsgegenstände dienen den Beiträgen daher weniger die Zukunftsvorstellungen intellektueller Eliten, sondern bevorzugt die aktiven Haltungen, die Akteure zur Zukunft einnehmen, und ihre Handlungsoptionen, die diese aktiven Haltungen ermöglichen.

Der Band dokumentiert zugleich die Abschlusstagung für die erste Kohorte der Kollegiatinnen und Kollegiaten des Graduiertenkollegs 1919 »Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage. Kontingenzbewältigung durch Zukunftshandeln«, die im Oktober 2016 im Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen stattgefunden hat. Er vereint Beiträge von Mitgliedern des Kollegs, die an dieser Stelle zentrale Ergebnisse ihrer Forschungsvorhaben

vorstellen, mit Artikeln prominenter Gäste, die sich dankenswerterweise auf dessen Konzeption und Fragestellung eingelassen haben.

So spricht Christian Meier in seinem Essay »Möglichkeitenweiterung/Möglichkeitsschließung. Zwei Fälle aus der antiken Geschichte Europas« der Geschichtswissenschaft die grundsätzliche Berechtigung und Befähigung zu, die Möglichkeitshorizonte historischer Akteure zu untersuchen. Um die Dimensionen dieser Möglichkeitshorizonte in der antiken Geschichte auszumessen, führt er zwei Extrembeispiele an: deren enorme Weitung im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. und deren Schließung im Untergang der römischen Republik. So ließen bei den Athenern die gewaltigen Erfolge bei der Perserabwehr und im Seebund das Selbstvertrauen und die Zuversicht in das unausweichliche Glücken all ihrer Unternehmungen wachsen. Das daraus erwachsende »Könnensbewusstsein« bildete laut Meier die Vorbedingung der griechischen Klassik und zudem ein Äquivalent zum modernen Fortschrittsbewusstsein. Für die Römer am Ende der Republik konstatiert Meier hingegen die Einsicht in die unüberbrückbare Kluft zwischen der Notwendigkeit struktureller Veränderungen der Verfassung und der Unmöglichkeit, diese zu verwirklichen. Denn dafür waren alle gesellschaftlich zentralen Gruppen viel zu eng in das überkommene System verwoben. Die Republik sei schließlich untergegangen, ohne zuvor wirklich in Frage gestellt worden zu sein.

Andrew von Ross führt in seinem Aufsatz »*Incertus et inaestimabilis*. Kontingenz und Risikopraxis in der mittleren römischen Republik« als Beispiel für eine Gesellschaft, in der Elemente der kontingenzaffinen und kontingenzaversen Idealtypen gemischt waren, die römische Republik an. Darin hegten einerseits die normativ eng gerahmte Politik und die starke Kohärenz der Nobilität Kontingenz ein, andererseits wurden durch das Volkstribunat seit jeher Kontingenzen produziert und waren gerade die jungen *nobiles* auf dem Schlachtfeld, als Ankläger in Prozessen und bei Wahlen zu den niedrigen Ämtern verstärkt Kontingenzen ausgesetzt. Für hochrangige Imperiumsträger zeigt van Ross auf, wie sie durch ein mehrstufiges Kontingenzarrangement – sie lösten ihre Entscheidung in eine Vielzahl von Entscheidungen auf und sequenzierten diese zeitlich – die Risiken ihres ungewöhnlich aggressiven Vorgehens in ihren Provinzen, das sie absehbar mit dem Senat in Konflikt bringen musste, minimierten. Dass einzelne dies vermochten, ist umso bemerkenswerter, als *nobiles* normalerweise in der Sequenzierung risikoträchtiger Entscheidungen keines-

wegs geübt waren, sondern durch die Annuität ihrer Ämter und Imperien in den Provinzen unter großem Zeitdruck standen.

Jan Timmer skizziert in seinem Aufsatz »Planen – Vertrauen – Ignorieren. Die Unsicherheit der Zukunft und das Handeln des Aristokraten« verschiedene Strategien der römisch-republikanischen *nobiles* zur Bewältigung derjenigen Kontingenzen, die gerade ihnen in der zumeist auf den Augenblick fixierten Politik Roms drohten. Bei Niederlagen entkoppelten römische Feldherren wie auch Ämterkandidaten die eigene Entscheidung vom eingetretenen Schaden, indem sie den Zorn der Götter bzw. den Wankelmut des als Pöbel verstandenen Wahlvolkes dafür verantwortlich machten. Als zentrale Strategie für den alltäglichen Umgang der *nobiles* miteinander hebt Timmer jedoch das gegenseitige Vertrauen hervor. Denn dieses war unerlässlich für Verhandlungen, die in der Republik zumeist zum Konsens aller Beteiligten führen sollten. Dieses Vertrauen aufzubringen wurde durch die soziale Abgeschlossenheit der Nobilität, ihre überschaubare Gruppengröße und die große Vertrautheit ihrer Mitglieder ermöglicht, was zuweilen sogar dazu verleitete, Handlungen des Gegenübers, die dieses Vertrauen massiv untergraben mussten, vollständig zu ignorieren.

Jasmin Hettinger greift in ihrem Aufsatz »*Nil mutandum censuerat*. Wie aus *religiöser Scheu* antike Hochwasserprävention wird« das zentrale Urteil der Moderne auf, religiöse Scheu habe die Menschen der Antike davon abgehalten, wirksame Schutzmaßnahmen gegen Naturkatastrophen zu ergreifen. Ihre Widerlegung geht von den Plänen des Jahres 15 n. Chr. zur Regulierung des Tibers durch Ableitung eines seiner Zuflüsse und Bau eines Hochwasserrückhaltebeckens am Veliner See aus. Dass diese Pläne nicht umgesetzt wurden, ist laut Hettinger weniger religiöser Scheu als vielmehr der – womöglich Cicero entlehnten – Argumentation der Seanoliger, der Reatiner, zuzuschreiben, die Natur Sorge schon am besten für die Menschen. Offenbar war damit jedoch kein ursprünglicher Naturzustand gemeint, sondern eine vom Menschen bereits verbesserte Natur, denn so wurde gerade der im frühen 3. Jahrhundert v. Chr. künstlich geschaffene Seeabfluss vor Veränderung geschützt. Anstatt die Quellflüsse des Tibers massiv zu beschränken, wurde 15 n. Chr. eine mit hochrangigen Senatoren besetzte Kommission zur Aufsicht über das Tiberbett geschaffen. Die von dieser Kommission veranlasste weitreichende Uferbefestigung an dessen Unterlauf wertet Hettinger als eindrucksvolles Beispiel für antike Hochwasserprävention.

Gegenstand des Beitrages von Barbara Schlieben ist das unter dem Titel »Von der Wiedereroberung des Heiligen Landes« (*De recuperatione Terre Sancte*) bekannte Werk, das der französische Jurist und *advocatus regis* Pierre Dubois im Jahr 1306 verfasste. In diesem Werk rief er nicht nur zur Wiedergewinnung des 1291 mit dem Fall von Akko verlorenen Heiligen Landes für die Christen auf. Er beschrieb außerdem die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Kreuzzug, dessen Finanzierung und militärische Durchführung sowie die künftigen Lebensbedingungen der Christen und ihre Aufgaben vor Ort. In Anknüpfung an Otto Gerhard Oexle und Frank Rexroth versteht sie den Kreuzzugstraktat als Entwurf einer Utopie, fragt jedoch nicht nach den konkreten Ausformungen des Künftigen bei Dubois, sondern nach den argumentativen Strategien, mit denen er für die von ihm entworfene Zukunft warb und zum Handeln in der Zukunft motivieren wollte. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage, inwiefern und wie er in seine Überlegungen integrierte, dass Aussagen über die Zukunft aller Vorsorge zum Trotz kontingent blieben. Die »phantastische« Präzision von Dubois' Zukunftsentwurf wurzelt darstellerisch-argumentativ im Wissen um die Kontingenz von Aussagen über Künftiges. Dabei stützte Dubois seine Zukunftsvisionen zum einen mit Argumenten aus der Naturkunde und der Metaphysik und berief sich so auf Bereiche, die bereits nach Boëtius sichere Aussagen über Künftiges ermöglichten. Zum anderen verwies er immer wieder auf die Erfahrung (*experientia*), um seinen planerischen Entwürfen Gewicht zu verleihen und konturierte sie so als »Bindeglied zwischen einzelnen Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart und dem möglichen Handeln in der Zukunft«.

Jan Hendryk de Boer untersucht, wie der Humanist Francesco Petrarca (1304–1374), der englische Philosoph und Theologe Wilhelm von Ockham (ca. 1285–1347) und der irische Theologe und Bischof Richard FitzRalph (ca. 1299–1366) die Diskontinuität, die ihre Erfahrungen im Avignon der Päpste und die reflexive Bezugnahme auf dieselben prägte, als Wandel des Ichs narrativ plausibilisierten. Mit Jurij Lotman unterscheidet er zwei Typen historischen Wandels: sukzessive *Entwicklung*, bei der das Kommen- de nie gänzlich unbekannt, sondern für die Zeitgenossen zumindest ansatzweise antizipierbar ist, und *Explosion*, die eine unvorhergesehene Veränderung darstellt. Am Beispiel der drei Gelehrten deutet er die Begegnung mit dem Avignoneser Papsttum als Konfrontation mit einer *Explosion*, »die neue, unerwartete Entwicklungen in Gang setzt«. Während für Petrarca und Ockham Avignon einen Negativort darstellte, war das Avignoneser

Papsttum für FitzRalph positiv besetzt. Allen drei Gelehrten gemeinsam war jedoch, dass die Begegnung mit ihm für sie einen Einschnitt auf ihrem Lebensweg darstellte. Indem sie diesen schriftstellerisch bearbeiteten, entwarfen sie alle in unterschiedlicher Weise »ein verändertes Ich, das sich von demjenigen unterschied, das Jahre zuvor nach Südfrankreich gekommen war«. Konfrontiert mit den Ereignissen und Prozessen, die die *Explosion* Avignon auslöste, sahen Petrarca, Ockham und FitzRalph ihre Gewissheiten und Erwartungen herausgefordert und bewältigten diese Kontingenzerfahrung durch die Narration personaler Identität. In Gedichten, Briefen und Gebeten erzählten sie ihre Erfahrungen in Avignon als Veränderung des Selbst. »Im Angesicht der Explosion war es ihnen wichtig, die gemachten Erfahrungen zu akzentuieren und auf diese Weise gestaltend in das Werden der Zukunft einzugreifen.«

In ihrem Beitrag untersucht Franziska Klein, wie der Übertritt von Juden zum Christentum im lateinischen Mittelalter Kontingenz generierte und fragt nach den Möglichkeitshorizonten, die in den Kontingenz bewältigenden Zukunftspraktiken der Akteure fassbar werden. Der Religionswechsel eröffnete den Konvertiten die Möglichkeit einer neuen Zukunft und schuf neue Gefahren, denen jüdische und christliche Autoritäten präventiv vorzubeugen versuchten. Dabei ging es nicht nur »um politische oder ökonomische Möglichkeiten, sondern um das Seelenheil«, doch spielten erstere immer wieder eine wichtige Rolle. Die Konversion konnte ein Ausweg aus Armut, Haft oder der Ehe mit einem ungeliebten Partner sein. Neue Karrieremöglichkeiten einer weltlichen Karriere eröffneten sich Konvertiten zum Christentum seit dem Hochmittelalter vor allem an den Herrscherhöfen, wie etwa das Beispiel des Philippe le Convers de Villepreux zeigt, der in der zweiten Hälfte des 13. und zu Beginn des 14. Jahrhunderts zu einem der bedeutendsten Männer am französischen Königshof aufstieg. Die soziale Situation der allermeisten Konvertiten war jedoch prekär. Da Armut in den Augen der Zeitgenossen die Gefahr des Rückfalls in den früheren Glauben barg, hatte Fürsorge für Konvertiten seit dem Hochmittelalter fast immer das Ziel, Vorsorge gegen diese Gefahr zu treffen und damit präventiven Charakter. Dabei lässt sich im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit eine Verschiebung vom »Gefahrenmanagement post [f]actum hin zu einer Risikokalkulation prae actu« beobachten. Vor allem Katechumenenhäuser und ähnliche Institutionen sollten Taufwillige registrieren, kontrollieren und nach ihrer Taufe

in einer Weise sozial platzieren, dass es die »besonders unsicheren Konvertiten« nach Möglichkeit gar nicht mehr geben konnte.

Für die Frage nach den historisch wandelbaren Formen des Umgangs mit dem Ungewissen sind Lotterien besonders geeignet, handelt es sich doch um einen Fall massenhaft willentlich herbeigeführter Kontingenz. Stefan Brakensiek behandelt in seinem Beitrag die systematischen Versuche von staatlichen und privaten Lotterieveranstaltern des 18. Jahrhunderts, die eigenen geschäftlichen Risiken zu begrenzen und die Kontingenzen des Spielausgangs auf die Lottospieler abzuwälzen. Die Käufer von Lotterielosen gingen das Risiko ein, einen meist überschaubaren Einsatz zu verlieren, aus der Überlegung, im unwahrscheinlichen Fall eines Hauptgewinns mit einem Schlag reich zu werden. Die Kalküle der Lotterieveranstalter zielten auf Gewinnsteigerung und zugleich auf Einhegung der geschäftlichen Risiken. Der Artikel zeigt, wie ausgefeilte Formen des »Kontingenz-Managements« das Geschäft mit dem Zufall für die Veranstalter in der Tat finanziell immer risikoloser machten. Hierbei schritten private Lotterieunternehmer voran, mussten sich jedoch gefallen lassen, dass zahlreiche Staatsverwaltungen ihre innovativen Geschäftsmodelle kopierten und Lotterieunternehmen in Eigenregie führten. Der Artikel zeigt, wie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Verheißung mühelosen Gewinns Lottospieler und Lotterieveranstalter gleichermaßen beflügelte, sodass individueller Wohlstand und fiskalische Prosperität am Horizont der Möglichkeiten erschienen. Für die Fürstentstaaten war dies besonders verführerisch, da Lotterien steigerungsfähige Einnahmen ohne ständische Mitsprache versprachen. Die Risiken lagen weniger auf geschäftlichem, als auf politischem Felde. Es entspann sich eine publizistische Debatte um die angeblich verheerenden Folgen des Lottos, das für den finanziellen und moralischen Ruin von tausenden Untertanen verantwortlich gemacht wurde, die der Lottosucht verfallen seien. Der aufgeklärten Öffentlichkeit galt vor allem die Verquickung von staatlicher Autorität und Lotterie als skandalös: Fürsten könnten sich nicht als fürsorgliche Landesväter gerieren und zugleich gewinnorientierten Lotterieunternehmern ein ausbeuterisches Spiel gestatten, oder – noch skandalöser – ihre Untertanen selbst in den Ruin treiben. Unter dem wachsenden Druck der Öffentlichkeit schloss sich der skizzierte Möglichkeitshorizont mühelosen Wohlstands seit den 1780er Jahren allmählich: Ein Staat nach dem anderen hob das Zahlenlotto wieder auf; zur Mitte des

19. Jahrhunderts war die erste Konjunktur dieses staatlich lizenzierten Glücksspiels vorüber.

Arno Barth behandelt ein politisch folgenreiches Kapitel der Planungsgeschichte des 20. Jahrhunderts, die Bevölkerungspolitik als Risikomanagement während und nach dem Ersten Weltkrieg. Bereits einige Zeit vor dem Ende der Kampfhandlungen befassten sich in Großbritannien und in den USA eigens für diesen Zweck geschaffene politische Beratungsgremien mit der Frage, wie eine künftige internationale Ordnung beschaffen sein müsste, um dauerhaften Frieden zu gewährleisten. Für diese Gremien rekrutierte man Diplomaten und Wissenschaftler, darunter zahlreiche Historiker, in der Regel Absolventen von Elite-Universitäten, die man als Experten für diese Zukunftsproblematik ansah. Grundlage der neu zu schaffenden Ordnung sollte das Selbstbestimmungsrecht der Völker sein, da man in Nationalstaaten, die am Prinzip gemeinsamer ethnischer Zugehörigkeit der Bevölkerung orientiert waren, die Garanten größtmöglicher Stabilität sah. Angesichts der in vielen Teilen Europas und der Welt vorherrschenden ethnischen, sprachlichen und religiösen Heterogenität stand den Experten jedoch vor Augen, in welchem Maße die Stabilität dieser neu zu schaffenden Ordnung durch Konflikte zwischen Mehrheitsbevölkerung und Minderheiten gefährdet war. Der Artikel arbeitet heraus, welche weitreichenden Maßnahmen in diesen Gremien ventiliert wurden, die teils als Grundlage der Pariser Friedensverträge dienten, teils die anschließenden Verhandlungen in den frühen 1920er Jahren vorstrukturierten. Zwar sahen viele der Experten im völkerrechtlich verbindlichen Minderheitenschutz den entscheidenden Lösungsansatz, waren sich freilich bewusst, wie schwierig es sein würde, dieses Schutzversprechen im Konfliktfall gegenüber künftig souverän gewordenen Staaten auch einzulösen. So entsann man als Alternative humanitär intendierte Umsiedlungsprojekte, die in der politischen Praxis den Charakter gewaltsamer Vertreibung von Minoritäten annahmen.

Um die »Zukunftsstrategien der deutschen Antarktispolitik in den langen 1970er Jahren« geht es in dem Beitrag von Christian Kehrt. Er arbeitet heraus, wie der erste, von dem »Abenteurer« und Erfolgsautoren Karl-Maria Herrligkoffer in den 1950er Jahren unternommene Versuch, mit dem Vorschlag für eine Antarktisexpedition an die heroischen und expansionistischen Traditionen deutscher Polarforschung vor 1945 anzuknüpfen, am Widerstand der *scientific community* in der Bundesrepublik scheiterte. Erst nach dem »Ölpreisschock« entdeckten Wissenschaft und

Politik die Antarktis als Ressourcenraum und als »Rohstoffzukunftreserve« für die Bundesrepublik. Die seit den 1970er Jahren intensivierten Anstrengungen zur Erforschung des sechsten Kontinents und der antarktischen Meere standen unter dem Vorzeichen der Sicherung dort vermuteter Öl- und Erzvorkommen. Besondere Erwartungen waren mit der Erforschung des Krills verbunden, Schwärme von Kleinkrebsen, in denen man eine nahezu unbegrenzte Quelle künftiger Eiweißversorgung der wachsenden Weltbevölkerung sah. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt. Und mit der Untersuchung möglicher ökologischer Folgen einer Erdölförderung für die besonders verwundbare Natur der Antarktis verengte sich der gerade erst geweitete Möglichkeitshorizont auch in Bezug auf diese zentrale Ressource rasch wieder. Der Beitrag verdeutlicht, dass beide Prozesse der Weitung und Verengung in hohem Maße von wissenschaftlichen Akteuren beeinflusst wurden. »Es ist charakteristisch für die Wahrnehmung der Antarktis, dass diese als Möglichkeitsraum im Spannungsfeld ökonomischer und ökologischer Gesichtspunkte wahrgenommen wurde.«

Dennis Gschaidler widmet sich am Beispiel der Bayer AG Raumstrategien gentechnologischer Industrieforschung in den 1980er Jahren. Als Untersuchungsobjekt dient ihm der 1988 als Pharmaforschungszentrum eröffnete »West Campus« im amerikanischen West Haven (Connecticut), auf dem die Firma Bayer neue Strategien in der anwendungsbezogenen Genforschung erprobte. Das Gelände, auf dem man seit den späten 1980er Jahren einen neuartigen »Innovationsraum« für die seinerzeit als *emerging technology* empfundene Gentechnik entwickelte, wurde 2007 von der Universität Yale übernommen. Gschaidler stellt diesen technologischen und architektonischen Planungs-, Entwicklungs- und Ausbauprozess der Bayer AG als einen Zeitraum dar, der von Unsicherheit, Diskontinuität und der »Emergenz neuer Akteure, Räume, Netzwerke und Produktionsformen des Wissens« geprägt war. Er beschreibt in seinem Beitrag die Entwicklung der Pharmaforschung seit den 1960er Jahren und sieht in der Genforschung seit den späten 1970er Jahren einen Paradigmenwechsel, der wenig abschätzbare Chancen und Gefahren in diesen Forschungszweig brachte. Das habe zu einer Zunahme von Kontingenz geführt, die sich auch in den planerischen Strategien niederschlug, mit denen der Raum des »West Camus« erschlossen wurde. Diesen Erschließungsprozess zeichnet der Autor detailliert nach und kann dabei die immer wieder auftretenden Unsicherheitssituationen markieren, an dem der Fortgang des Ausbauprozesses von der kontingenten Frage nach den Chancen und Risiken der

Genforschung eingeholt wurde. Er beschreibt West Haven als einen grenzüberschreitenden »Wissensraum zwischen industrieller und akademischer Forschung, in dem sich konventionelle und gentechnologische Forschungsstrategien der Arzneimittelentwicklung überschneiden«. Die vormals bestehende Grenze zwischen industrieller und akademischer Forschung begann sich aufzulösen.

Frederike Schotters befasst sich mit der Rolle möglicher Zukünfte in der französischen Sicherheitspolitik während der Präsidentschaft Mitterrand. Sie umreißt die Konturen einer »Gefühlsstrategie« der Équipe Mitterrand, der es gelang, die französische Diplomatie wirkungsvoll ins internationale Spiel zurück zu bringen. Das betraf zum einen die fehlende Dynamik innerhalb der Europäischen Gemeinschaft, die vor allem mit der intransigenten Haltung von Margaret Thatcher blockiert wurde, zum anderen die Gefahr eines Nuklearkriegs zwischen den Supermächten. Gegenseitiges Misstrauen hatte die USA und die Sowjetunion zu Beginn der 1980er Jahre in den sog. »Zweiten Kalten Krieg« geführt, der mehrfach an der Schwelle zum atomaren Inferno stand. Der Artikel erprobt die Kategorien »Erfahrung« und »Erwartung« für die Analyse internationaler Beziehungen und vermittelt Einsichten, »wie historische Akteure mit Kontingenz umgegangen sind, welche Rolle mögliche Zukünfte für politische Entscheidungen und Handlungen gespielt haben und wie diese Erkenntnisse für eine Geschichtsschreibung der internationalen Beziehungen fruchtbar gemacht werden können.« So kann rekonstruiert werden, wie es dem französischen Präsidenten im Lauf des Jahres 1984 gelang, die amerikanische und die sowjetische Führung dazu zu veranlassen, aus der eigenen Perspektivität herauszutreten, indem er die Selbst- und Fremdwahrnehmungen der jeweils anderen Seite und die daraus resultierenden Ängste ansprach. Durch Appell an die Empathie bestärkte er alle Beteiligten darin, die Bedrohungsperzeptionen der anderen Seite ernst zu nehmen und schuf dadurch eine »Empathie zweiter Ordnung« als Voraussetzung für die Wiederaufnahme von Abrüstungsgesprächen ab Mitte der 1980er Jahre.

Sabrina Schmitz-Zerres widmet sich in ihrem Beitrag den »Zukunftsnarrationen« in deutschen Geschichtsschulbüchern in den 1950er und 1960er Jahren. Es handelt sich dabei um Erzählungen, in denen von den Autoren der Lehrbücher – in der Regel am Ende des letzten Bandes – ein erzählerischer Ausblick in die Zukunft gegeben wird. Diese Texte sind in der umfangreichen Forschung über Schulbücher bislang unberücksichtigt geblieben. Zu Unrecht, wie Schmitz-Zerres überzeugend herausarbeitet.

Die Zukunftserzählungen tragen nämlich dazu bei, die Orientierungsfunktion von geschichtlichem Lernen in der Schule zu begründen. Sie bilden den Abschluss einer spezifischen Sinnfigur, die für Geschichtsschulbücher geradezu konstitutiv ist: die Verbindung von Gegenwartserfahrung, Vergangenheitsdeutung und Zukunftsgestaltung. Der Geschichtsunterricht scheint bei der Formung dieser Verbindung auf eine erzieherische Perspektive ausgerichtet zu sein, welche die Kontingenz der Zukunft bändigen soll, statt ihre grundsätzliche Janusköpfigkeit zu zeigen. Das ist nach Schmitz-Zerres der Kern einer von ihr so bezeichneten »Gattungslogik« des Genres. Alle an der Entstehung von Schulbüchern beteiligten Akteure wissen – zumindest implizit – um diese Gattungslogik, weshalb Geschichtsschulbücher eher ein »Lernen aus der Geschichte« (*historia magistra vitae*) vermitteln wollen, statt historische Erzählungen und Deutungen selbst einer Analyse zugänglich zu machen, wie es die Didaktik der Geschichte seit Jahrzehnten fordert.

Holger Thünemann fragt nach der Umsetzung dieser erzählerischen Sinnfigur in anderen Epochen der Schulbuchgeschichte, indem er Aspekte der historischen Schulbuchforschung mit zentralen Begriffen des Graduiertenkollegs »Vorsorge, Voraussicht, Vorhersage« verbindet. Die geschichtsdidaktische Theoriebildung erweise sich mit ihrem Konzept des »Geschichtsbewusstseins in der Gesellschaft« bei dieser Verbindung als anschlussfähig, wie auf der anderen Seite zentrale Kategorien des Graduiertenkollegs wie »Möglichkeitshorizont«, »Kontingenzbewältigung« oder »Zukunftshandeln« geeignet seien, der historischen Schulbuchforschung neue Impulse im Hinblick auf die in den Schulbüchern realisierten Zukunftsentwürfe zu verleihen. So erkennt Thünemann in Schulbüchern eine grundsätzliche Tendenz, bereits vergangene Kontingenz zu reduzieren, um daraus eine Zukunft zu entwerfen, die dann ebenfalls über eine Normierung und Minimierung von Möglichkeitshorizonten weitgehend kontingenzfrei konstruiert wird.

Diese Konstruktion verlaufe in Abhängigkeit zu dominanten gesellschaftlichen Diskursen im jeweiligen historischen Kontext. Zur Stützung dieser These stellt er vier Beispiele aus unterschiedlichen Epochen der deutschen Geschichte vor, die er in »typologisierender Absicht mit den Begriffen Gegenwartsobsession, Vergangenheitsfixierung, hypertrophe Zukunftseuphorie sowie Gegenwarts- und Zukunftsvergessenheit« kennzeichnet.

*Markus Bernhardt, Wolfgang Blösel,
Stefan Brakensiek und Benjamin Scheller*

Essen im Januar 2018

Möglichkeitenweiterung/Möglichkeiten-schließung. Zwei Fälle aus der antiken Geschichte Europas

Christian Meier

Die Frage nach den Möglichkeitshorizonten¹, der sich das Graduiertenkolleg widmet, scheint mir, um damit zu beginnen, höchst fruchtbar zu sein. Schon bei der Interpretation einzelner Handlungen und Ereignisse wird, meiner Erfahrung nach, zu wenig danach gefragt, welche anderen Möglichkeiten je bestanden hätten. Es ist zumeist ja auch schwierig. Andererseits – kann nicht oft erst auf dem Hintergrund verpaßter Chancen, zu wenig genutzter oder entwickelter Alternativen herausgearbeitet werden, was das ins Werk Gesetzte bedeutet, was, indem es ins Werk gesetzt wurde, versäumt oder gar verbaut worden ist? Unterwerfen wir uns nicht, indem wir solche Fragen unterdrücken oder gar nicht erst aufkommen lassen, dem je Geschehenen; auch wenn wir dies oder jenes daran kritisieren?

Ich habe in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrere Seminare zur Prognose abgehalten. Wir haben von der Antike bis zur Gegenwart Prognosen unter der Frage nach ihrem Sinn sowie ihrer Treffsicherheit untersucht. Am Ende hatte jeder Teilnehmer eine eigene Prognose vorzutragen; ohne jede Vorgabe. Das war hochinteressant. Ich erinnere mich zum Beispiel an mein eigenes Erstaunen, als einer der Commilitonen viel Aufmerksamkeit auf die Türkei verwandte, da sie doch eine Schlüsselstellung an der wichtigen Nahtstelle zwischen Europa und dem Vorderen Orient innehatte. Darauf war keiner sonst gekommen. Ich fand und finde, daß man als Historiker eigentlich von Zeit zu Zeit Prognosen anstellen, sie aufschreiben und weglegen müsse, um bei einer

¹ Die Ausführungen zum fünften Jahrhundert fußen zum guten Teil auf Beobachtungen, die ich 1980 in der *Entstehung des Politischen* vorgetragen und belegt habe. Manches ist weitergeführt in meinem leider immer noch nicht fertigen Buch *Die Alte Welt. Siedler Geschichte Europas*. Für Rom wäre heranzuziehen Meier, *Res publica amissa*. Kürzer und ohne Anmerkungen: Meier, *Die Ohnmacht des allmächtigen Dictators Caesar*. Schließlich eine Einzelheit: Meier, »Lebenskunst als Kompensation von Machtdefizit?«.

späteren Lektüre festzustellen, was man alles in der eigenen Zeit nicht sieht respektive vermutet – obwohl man allzu leicht versucht ist, den Akteuren früherer Zeiten allerlei vorzuhalten, was sie nicht wahrgenommen, nicht angepackt oder gar verbockt haben. Aber es gibt natürlich auch das Gegenteil.

Allgemein aber nach den Möglichkeitshorizonten im kleinen wie im großen zu fragen, scheint mir über solche Unternehmen noch weit hinauszu-gehen. Angeregt durch Ihre Fragestellung möchte ich aus dem weiten Bereich des Möglichen zwei großkalibrige Themen herausgreifen: einen frappierenden, welthistorisch vermutlich ungemein folgenreichen Prozeß beachtlicher Möglichkeitsöffnung – und einen geradezu klassischen Fall der Möglichkeitsverschließung. Beides erstreckt sich über zwei bis drei Generationen.

Das erste Beispiel ist der griechischen Geschichte entnommen. Die Griechen hatten vor 500 v. Chr. etwa ein halbes Jahrtausend lang in einem weltpolitischen Vakuum gelebt – in den vielen mehr oder weniger kleinen selbstständigen Städten, in denen sie sich eingerichtet hatten. Westlich, nördlich und südlich von ihnen war wenig los. Östlich der Ägäis, also im westlichen Kleinasien hatte es das kleine Königreich der Lyder gegeben, mit dem sie sich arrangiert hatten. Dann aber kam etwas völlig Neues, nämlich die Bildung und enorme Expansion des Perserreichs. Sie gerieten in völlig neue Zusammenhänge.

In wenigen Jahrzehnten hatten die Perser alle Reiche im Osten (im Zweistromland, in Ägypten, in Kleinasien), aber auch weite Gebiete darüber hinaus bis ins heutige Afghanistan, bis an den Indus erobert und dem eigenen Reichsverband einverleibt – inklusive der kleinasiatischen Griechenstädte samt vorgelagerten Inseln und von Stützpunkten an der Nordküste der Ägäis. Das Reich war noch jung, seine Dynamik noch frisch.

Im Jahre 500 v. Chr. aber, knapp ein halbes Jahrhundert, nachdem die Perser sie unterworfen hatten, fanden es die kleinasiatischen Griechenstädte und die auf den vorgelagerten Inseln gut, einen Aufstand zu unternehmen. Der weitgereiste Gelehrte Hekataios hatte dringend davon abgeraten. Er verfügte über eine Aufstellung der verschiedenen persischen Reichsteile sowie ihrer militärischen Kontingente. Die Übermacht war erdrückend. Aber wie es einmal so ist – wie man weiß bis in unsere Tage hinein –: wer zum Krieg entschlossen ist, ist so leicht nicht davon abzubringen.

Hekataios hat daraufhin erklärt: Wenn ihr unbedingt wollt, fangt es wenigstens vernünftig an. Sie sollten die kostbaren Weihgeschenke im Apollon-Heiligtum von Didyma einschmelzen und eine große Flotte bauen. Offenbar sollten sie ihre befestigten Städte verteidigen, die Flotte sollte die Zufuhr über See gewährleisten und im übrigen doch wohl die Küsten des Perserreichs unsicher machen. Vermutlich bestand die Hoffnung, daß sie andere zum Abfall bewegen könnten.

Was Hekataios also zunächst – und eigentlich – gerade dank seiner guten Kenntnisse für unmöglich gehalten hatte, schien ihm, da er seine Landsleute wild entschlossen sah, vielleicht doch möglich zu sein, bei entsprechender Mobilisierung aller Kräfte: daß die paar Griechen gegen das so mächtige Perserreich etwas ausrichten, zumindest Erfolg haben, wenn vielleicht nicht geradezu siegen könnten. Er brachte also ein gutes Stück Ratio ein, wo sonst nur der Impuls bestimmend war. Ob sein Plan Erfolg gezeitigt hätte, ist völlig ungewiß. Jedenfalls hat er seine Landsleute nicht überzeugt. Sie wollten einfach, wie sie waren, losmarschieren.

Hekataios' Gedanken haben zumindest theoretisch einen neuen Möglichkeitshorizont erschlossen. Und einige Jahre darauf meinte ein anderer Grieche, Themistokles von Athen, daß man die Perser auf ähnliche Weise wirklich schlagen könnte – wider all das, was allem Augenschein zufolge eindeutig dagegen sprach.

Der jonische Aufstand brach, unüberlegt wie er vom Zaun gebrochen war, ziemlich rasch zusammen. Dummerweise aber hatten ihn die Athener mit zwanzig Schiffen unterstützt. Folglich sann der Perserkönig auf Rache an Athen. 490 landete ein Expeditionskorps in Attika. Die Athener konnten es schlagen, bei Marathon. Überraschend. Damit aber wurde die Sache erst recht gefährlich.

Denn die Perser unternahmen jetzt riesige Rüstungen, zu Lande und zur See. Was sollten die Griechen tun? Manch einer, auch manch eine Bürgerschaft fand, man dürfe sich nicht unterwerfen. Es kam eine gewisse Widerstandsbereitschaft auf. Doch war sie zumeist schwach. Zu groß war die persische Übermacht.

In dieser Lage suchte Themistokles, die Athener und möglichst viele andere Griechen zur Gegenwehr instandzusetzen. Er wollte, daß die Athener (mit andern zusammen) sich den Persern nicht nur, wie üblich, zu Lande entgegenstellten. Sie sollten vielmehr, wie schon Hekataios es erwogen hatte, eine große Flotte bauen. Damit beginnt das, was mir unter

dem Gesichtspunkt der Möglichkeitsöffnung von großem Interesse zu sein scheint.

Es gelang Themistokles, seine innenpolitischen Gegner ins Exil zu expedieren. Er ließ Schiffbaumeister und Handwerker in großem Stil herbeiholen. Mit neu gewonnenen Mitteln wurde eine große Flotte gebaut. Und die attischen Bürger waren bereit, sich an die Riemen zu setzen und das Rudern sowie – ganz wichtig – das taktische Manövrieren innerhalb einer Seeschlacht zu üben. Was ein anstrengendes Geschäft war.

Und als die Perser mit ihrer Riesenstreitmacht heranrückten, waren die Athener bereit, ihre Stadt und ihr Land zu räumen. Die waren nicht zu halten. Die Flotte (nicht nur die der Athener, sondern auch die einiger – weniger – Bundesgenossen) versammelte sich in der Enge zwischen dem Festland und der Insel Salamis. Durch eine List wurde der Perserkönig veranlaßt, die Seeschlacht an dem für ihn ungünstigen Ort zu wagen, welche er dann verlor.

Es gibt keinen anderen Weg der Deutung: Offenkundig hat hier ein Mann in nahezu verzweifelter Lage durch kluge, kühne Berechnung einen Plan gefaßt, um eine weit überlegene Streitmacht zu besiegen. Er hat die Bürgerschaft der größten griechischen Stadt, teils vielleicht ebenfalls überlistet, im Endeffekt jedoch überzeugt.

Thukydides hat Themistokles dafür gerühmt: Durch eigene Klugheit sei er mit kürzester Überlegung ein unfehlbarer Erkenner des Augenblicks und auf weite Sicht der beste Berechner der Zukunft gewesen. »Selbst wo ihm Erfahrung fehlte, war ihm doch treffendes Urteil nicht versagt; was das Bessere und was das Schlechtere sei, konnte er im noch Ungewissen am ehesten voraussehen«. Übrigens scheint er sich auch darüber klar gewesen zu sein, daß der Großkönig sich für unbesiegbar hielt (wodurch es erleichtert wurde, ihn in die Enge bei Salamis zu locken).

Die weitere Geschichte ist kaum weniger unglaublich, wieweil die Athener da eher taten, was sich ihnen nahelegte – mit freilich außerordentlichen Folgen, die in unserem Zusammenhang von Interesse sind.

Da die Perser, inzwischen auch zu Lande besiegt, auf dem Rückzug waren, wollten sich die kleinasiatischen Griechen von ihrer Herrschaft befreien lassen. Die alte Vormacht der Griechen, die Spartaner, lehnte das ab. Sie wollte die Hilfesuchenden auf die europäische Seite umsiedeln – in die Städte derer, die sich auf die Seite der Perser geschlagen hatten. Die Athener dagegen wollten die kleinasiatischen Griechen befreien. Sie schlossen ein Bündnis mit ihnen, unter Athens Führung. Sparta zog sich

zurück. Die Befreiung gelang. Die Perser hatten anderswo genug zu tun, um den Kampf wirklich mit aller Kraft wieder aufnehmen zu wollen. Je erfolgreicher das Bündnis aber in der Folge war, um so mehr dachte man hier und dort, es sei nun überflüssig. Die erste Stadt kündigte es auf. Doch die Athener wollten es bewahren. Und indem sie immer wieder Abtrünnige dorthin zurückzwangen, wurde aus dem Bündnis mit der Zeit zunehmend eine Herrschaft der führenden Stadt.

Wieder etwas kaum Glaubliches: Eine Stadt von etwa 40.000 männlichen erwachsenen Bürgern beherrschte die ganze Ägäis. Genau gesagt, wurden die Schiffe auch von zahlreichen Nichtbürgern, wohl auch von Sklaven gerudert. Gleichwohl: Die Athener waren die Herrscher und mußten sich ungeheuer stark engagieren. Sie gerieten rasch in einen Zustand weitgehender Dauermobilisierung.

Es erwies sich, daß zwar hier und dort eine Stadt vom Bündnis abfiel, aber immer nur einzelne, und damit wurden die Athener fertig. Es gab nur eine große Gefahr, und die ging von Sparta aus. Das beherrschte weite Teile der Peloponnes. Es verfügte über das beste Landheer. Und dank zahlreicher Adelsbeziehungen genoß Sparta weithin großes Ansehen. So auch bei den führenden Adligen Athens. Das vor den Perserkriegen geschlossene Bündnis zwischen Athen und Sparta war ihnen heilig.

Andere Athener dagegen fanden; Beziehungen hin, Beziehungen her; Sparta sei auf die Dauer zu gefährlich. Man müsse auf der Hut sein. Und weil sie dem Adelsrat im politischen Alltag unterlegen waren, veranlaßten sie die Volksversammlung ihn zu entmachten. So kam es zur Demokratie, buchstäblich einer Herrschaft des Volkes, die dann in der Folge in aller Konsequenz, ja Radikalität ausgebaut wurde. Im Rückblick denkt man sich nicht viel dabei, schließlich sind die alten Griechen für die Demokratie bekannt. Doch war es ein ungeheurer, tief einschneidender Eingriff in das Überkommene, an das man sich unter den Griechen noch weithin hielt: Die ganze Ordnung stand jetzt zur Disposition, und wie tief der Einschnitt war, hat man sehr deutlich empfunden: Es ging bei der Reform nicht nur um Modifikationen, sondern der Mann von der unteren Ruderbank (wie es damals hieß) sollte herrschen. Und er tat es wirklich – zusammen mit andern – in der Volksversammlung, in der künftig alle wichtigen Entscheidungen getroffen wurden. Übrigens tat er es relativ vernünftig, auf weite Strecken jedenfalls.

Wir sind inzwischen in der frühen Mitte des fünften Jahrhunderts angelangt. Die Siege der Griechen über die persische Weltmacht, die Begrün-

derung der Vormacht einer Stadt über die Ägäis, die Herbeiführung einer Demokratie in eben dieser Stadt: durch diese drei Schritte war fraglos eine außerordentliche Weitung des griechischen (in gewissem Sinne auch des menschlichen) Möglichkeitshorizonts erfolgt. Eine sehr eigentümliche, auffällige, folgenreiche Erschließung der Möglichkeiten menschlichen Handelns, Verstehens, Sprechens und Hörens, des Bewirkens, Gestaltens und Erkennens, des Bewußtseins, auch des Leidens und des Umgangs damit.

Den Sieg über die Perser hätten die Athener – so lesen wir bei ihrem großen Historiker Thukydides – mehr durch Urteils- und Entschlußkraft als durch Glück und: mehr durch Wagemut als durch Macht erlangt. Ihr Potential scheint also dank ihres Wagemuts mehr hergegeben zu haben, als es eigentlich enthielt oder: es wurde durch ihren Wagemut zum äußersten gesteigert.

Und das war in der Folge immer mehr der Fall, als sie – weit über fünfzig Jahre hinaus – die Vormacht, ja zunehmend die Herrschaft in der Ägäis behaupteten. Gefahrläufer wider vernünftige Einsicht seien sie, heißt es einmal, gewesen; Wagende (Thukydides schreibt mit einem sonst nicht bezeugten Wort: Wager) über ihre Macht hinaus und auch in bedrohlichen Lagen voller Zuversicht.

Aus den Erfolgen erwuchs ihnen eben Zuversicht, und aus der Zuversicht gelangten sie immer wieder zu außerordentlichen Erfolgen. Scheiterten sie einmal, so kamen sie schnell darüber hinweg. So machten sie dann mit der Zeit einen der unsichersten Kantonisten der Welt, nämlich die Hoffnung, zur Basis ihrer Erwartungen. Die ging als Koeffizient in ihre Berechnungen ein und – das ging recht lange gut. Einmal heißt es bei Thukydides gar, im Genuß ihrer glücklichen Lage hätten die Athener »beansprucht, daß ihnen nichts in den Weg träte, sondern daß sie das Mögliche in gleicher Weise wie das kaum Mögliche mit großer und ebenso mit dürftigerer Rüstung erreichten«.

Trotz gelegentlich hoher Verluste konnte Athen seine Herrschaft ausbauen und befestigen. Es wurde zugleich zum wichtigsten Handelsplatz an der Ägäis, zum Zentrum der Griechenwelt. Und es wurde reich, es wurde großartig ausgestattet und geschmückt. Es erlebte sich künftig selbst in allem Glanz, nicht nur in der Volksversammlung, sondern auch in immer mehr, immer prächtiger ausgestalteten Festen, im Dionysos-Theater etwa oder in großartigen Prozessionen. Als – mit der Zeit – der Unwille gegen Athens willkürliche Politik, gegen die Freiheitsbeschränkungen, die es andern auferlegte, bedrohlich wuchs, gelangte Athens führender Staats-

mann Perikles zu der Überzeugung, es müsse in einem großen Krieg bewiesen werden, daß Athen unbesiegbar sei. Sein Plan war, die Bürgerschaft solle sich – gegen die zu erwartenden Angriffe der überlegenen spartanischen Armee – hinter die langen Mauern zurückziehen, die man zwischen der Stadt und ihren Häfen gebaut hatte: Zwischen ihnen war einiger Platz, um die außerhalb wohnenden Athener (mehr als die Hälfte der Bürgerschaft) aufzunehmen. Derweil sollte die Flotte immer neue überraschende Vorstöße gegen die Peloponnes unternehmen, ohne sich in größere Kämpfe oder gar Eroberungsversuche einzulassen. Es war also ein Zermürbungskrieg zu führen, bis die Gegner begriffen hätten, daß sie Athen nichts anhaben könnten. Ungünstige Zufälle seien nicht auszuschließen, doch sei Athen so gut ausgestattet, daß sie nicht viel anrichten könnten.

Ein ganzer großer Krieg wurde also zum Gegenstand der Planung, was zum Ende zwar nicht funktionierte, aber doch höchst bezeichnend war. Übrigens hat damals – wir wissen nicht genauer wann – schon Demokrit erklärt, Zufälle gäbe es gar nicht. Das sei nur eine faule Ausrede. So großartig schätzte man die Möglichkeiten des Menschen ein, selbst einen großen Krieg zu berechnen, zu planen, zu beherrschen.

415 meinte der junge Alkibiades gar, Athen müsse auch Sizilien (möglichst sogar Karthago) erobern. Wenn es in Ruhe verharre, würden seine Fähigkeiten vergeisen; im Kampf aber würde es immer mehr Erfahrungen hinzugewinnen und große Kraft entfalten.

Natürlich konnte das auf die Dauer nicht gut gehen. Lange hat man in jenem angeblich planbaren Krieg gekämpft, immer erbitterter, immer grausamer auch, am Ende in immer schwierigerer Lage. Und trotzdem: Wenn die Athener einmal siegten und die Gegner bereit waren, Frieden zu schließen, haben sie alle Angebote zurückgewiesen (immer noch also von Hoffnungen sich bestimmen lassen) – bis sie schließlich (und aufgrund von Überlistung durch vernünftige Politiker) kapitulieren mußten, 404, nahezu am Ende des Jahrhunderts.

Politisch-militärisch also bot das Athen des fünften Jahrhunderts v. Chr. ein bedeutendes Beispiel für eine enorme, weit über die ursprünglichen Erfahrungen und Erwartungen hinausführende Weitung der Möglichkeiten, eine Multiplikation der Kräfte durch die Faktoren Erfolg und Zuversicht.

Doch ist das keineswegs alles: Mit der Herbeiführung der Demokratie erwies sich ja, daß man auch die Ordnung der Stadt völlig neu gestalten

konnte; daß die Bürger grundsätzlich in der Lage waren, ihre Ordnung nach freiem Entschluß zu verändern. Und zwar auch zugunsten einer Schicht, die herkömmlich kaum Ansehen genoß, der Unterschicht der sogenannten Theten, welche das Gros – oder den Kern – der Ruderer auf Athens Flotte stellte.

Ein erster Entwurf einer Idealverfassung wurde veröffentlicht. Die Begriffswelt wurde politisiert. Man ist künftig nicht nur fixiert auf eine mehr oder weniger vorgegebene, gleichsam naturwüchsige umfassende Ordnung, sondern es lösen sich aus diesem Komplex verschiedene mögliche Verfassungen heraus, die danach zu unterscheiden sind, wer herrscht (also die Verfassung bestimmt), der Monarch, eine Aristokratie oder die Demokratie. Was die Begriffe begreifen, ist nicht nur rational zu durchdringen, sondern auch durch politisches Handeln herzustellen. Der Begriff des *nómos*, der alten Bezeichnung für das – zunächst vorgegebene – Geflecht von Sitte, Brauch, Herkommen, Recht wurde zur Bezeichnung von Gesetz, von etwas Machbarem, Beschließbarem (während die alte Hauptsache innerhalb dieses Bündels, eben Sitte, Brauch, Herkommen [samt überkommenem Recht] als *ágraphos nómos*, also ungeschriebenes Recht an den Rand rückte.) Auch dies eine enorme Steigerung der Möglichkeiten, durch Beratung und Mehrheitsbeschluß in das Leben der Stadt und der Bürger tief einzugreifen.

Und weiter: Zur gleichen Zeit erlebt die – abgekürzt gesagt – griechische Kultur ihre große Stunde. In der Architektur – Stichwort: Parthenon –, in der Bildhauerkunst (den großen Werken der sogenannten Klassik bis zur plastischen Darstellung einer fliegenden Nike), in der Malerei (Entdeckung der Perspektive, der Technik der Verteilung von Licht und Schatten), in den Tragödien des Aischylos, des Sophokles und des Euripides, in den Komödien nicht nur des Aristophanes, in der großartigen Entdeckung der Historiographie und ihrer Kulmination im Werk des Thukydidés, übrigens auch in der Musik und in der Rhetorik. Bald kommt die geistige Bewegung der Sophistik auf.

Die – auf die gesamte Bürgerschaft hin gedichteten – Tragödien zeigen zudem, wie stark auch die breiten Schichten Athens an all den Fragen teilhatten, die sich damals in den verschiedensten Hinsichten auftaten. Ungeheure Spannungen kamen dort zum Austrag, die auch das Gros der Zuschauer in irgendeiner Weise erfaßt haben müssen. Dieses Gros war ja auch das, was die Polis ausmachte; es gab keinen Staat; nichts, was dieses Ganze hätte sein können, indem es es überwölbt hätte.

Man erlebte den Menschen, sein Handeln, seine Möglichkeiten überraschend neu, die Macht seines Geistes, die freilich zugleich auch die Angst vor der Verblendung wachrief. Man meinte, alles, was seit alters überkommen sei, gelte nicht mehr, reiche zumindest nicht mehr aus. Andere waren eher kritisch. Und im Streit flogen die Fetzen. Man müßte alle Anschauungen, Meinungen, ja die ganze Welt neu untersuchen, fand man, man müsse sich über alles neuerdings Klarheit schaffen. Sokrates trat auf und stellte seine Fragen. Was alles muß man wissen zu müssen meinen, um zu dem Schluß zu kommen, höchste Weisheit sei, zu wissen, daß man nichts wisse?

Künstler, Ärzte, Gelehrte, Techniker, Philosophen, Intellektuelle (auch dies übrigens ein damals neues Genre) kamen in dieser Zeit auf verschiedene Weise zu der Überzeugung, außerordentlich viel zu können. Es bildete sich ein *Könnens-Bewußtsein*, ein entferntes Äquivalent des neuzeitlichen Fortschrittsbewußtseins. Es ist nur eben allein das Bewußtsein der Könner. Der Gedanke, daß die Griechenheit, geschweige denn die Welt insgesamt im Fortschritt begriffen sei, war nicht denkbar. Dergleichen fand auch nicht statt.

Ärzte meinten, man könne die bisherige Medizin vergessen und eine neue, vollkommene an ihre Stelle setzen. Der Autor der uns überlieferten Schrift *de vetere medicina*, wandte dagegen nur ein, man solle auf der Basis der alten Medizin weiterbauen – um dann zum gleichen Ziel zu kommen. Übrigens geht es in der Schule des Hippokrates auch um Prognosen. Solche nämlich von Krankheitsverläufen, und zwar um das Vertrauen der Patienten in den Arzt zu stärken.

Interessant ist, daß in dieser Welt, in der man seit je dem Alten anhing und alles Neue für höchst verdächtig hielt, schließlich sogar, wenn auch zögernd, das Neue als solches geschätzt zu werden beginnt. Der Musiker Timotheos erklärt zum Beispiel, er sänge keine alten Weisen: »Jetzt ist die Zeit des jungen Zeus«.

Sophokles dichtet sein berühmtes Chorlied (in der Antigone), *pollà tà deiná*: Viel Ungeheures gibt es, doch nichts ist ungeheurer als der Mensch. Es wird vieles aufgezählt, daß er die Erde pflügt, Tiere zähmt etc. »Auch die Sprache und den windschnellen Gedanken und städteordnenden Sinn bracht' er sich bei ... Unerfahren geht er in nichts dem Kommenden entgegen. Krankheiten kann er besiegen. Vorm Tod allein wird er sich kein Entrinnen schaffen«. Vieles davon war längst selbstverständlich, anderes war neu, alles zusammen wurde jetzt als Ausweis ungeheuren Könnens